



Bergarbeitersiedlung Weierheide, erbaut 1904 - 1912

Oktober 1992

<i>Montag</i>		<i>5</i>	<i>12</i>	<i>19</i>	<i>26</i>
<i>Dienstag</i>		<i>6</i>	<i>13</i>	<i>20</i>	<i>27</i>
<i>Mittwoch</i>		<i>7</i>	<i>14</i>	<i>21</i>	<i>28</i>
<i>Donnerstag</i>	<i>1</i>	<i>8</i>	<i>15</i>	<i>22</i>	<i>29</i>
<i>Freitag</i>	<i>2</i>	<i>9</i>	<i>16</i>	<i>23</i>	<i>30</i>
<i>Samstag</i>	<i>3</i>	<i>10</i>	<i>17</i>	<i>24</i>	<i>31</i>
<i>Sonntag</i>	<i>4</i>	<i>11</i>	<i>18</i>	<i>25</i>	

Bergarbeitersiedlung Weierheide

In der Zeit der aufkommenden Industrie und des Bergbaues von 1870 bis 1914 war Wohnraum für den steigenden Arbeiterbedarf dringend nötig. So entstand im Zeitraum von 1904 bis 1912 die Arbeitersiedlung Weierheide für die Bergleute der Zechen im GHH-Konzern. Es wurden 138 Wohnungen in 47 Häusern errichtet.

Zunächst konnte der Bergarbeiterbedarf noch aus der weiteren Umgebung, aus den deutschen Gauen und Provinzen, gedeckt werden. Später strömten Arbeiterscharen aus dem Osten, insbesondere aus Ostpreußen, Polen und Schlesien, in die hiesige Industrieregion.

Nicht immer kamen die Zuwanderer, damals wie auch in späteren Zeiten nach dem 2. Weltkrieg, aus eigener Initiative, sondern oft auf Grund gezielter Werbung der Zehengesellschaften. Und nicht nur aus reiner Menschenfreundlichkeit ließ die Gutehoffnungshütte die Arbeitersiedlungen errichten, sondern auch unter dem Druck der Arbeitsmarktlage. In erster Linie sollte das Hin- und Herpendeln der Bergleute zwischen den einzelnen Schachanlagen aufhören, um den Bestand sachkundiger, ortsfester Hauer zu gewährleisten und damit die Kohlenförderung nicht zu beeinträchtigen, sondern zu steigern.

Diese Eigenart der Kumpel resultierte aus den unterschiedlichen Arbeitsbedingungen und Löhnen von Zeche zu Zeche.

Die ersten Koloniewohnungen waren recht dürftig. Die Wände wurden mit Kalk gestrichen und anschließend mit einem Muster bemalt. Die Toilette war ein Plumpsklo. Petroleumlampen waren die Lichtspender. Von der guten Nachbarschaftshilfe spricht man noch heute, aber das Geld fürs tägliche Auskommen fehlte doch oft.

Das Leben in einer Arbeiterkolonie hatte bestimmt viele Vorteile. Wenn man auch abhängig vom Zechenbetreiber wurde, so war doch die Monatsmiete relativ gering. Man lebte unter sich und brauchte viele mitgebrachte Bräuche und Sitten nicht abzuwerfen. Da die Arbeiter früher meistens viele Kinder hatten, war zum Überleben ein Gemüsegarten bitter notwendig. Aber auch Vieh wurde gehalten und das setzte wiederum eine kleine Kötterwirtschaft voraus und die Notwendigkeit von Stallbauten.

Um den schmalen Geldbeutel etwas aufzufüllen, versuchte, wer eben ein Zimmer oder eine Kammer freimachen konnte, einen oder auch zwei Kostgänger aufzunehmen. Kostgänger waren Bergleute oder Industriearbeiter, die ohne eigene Wohnung und meistens alleinstehend bei einer Familie in Kost und Logis gingen. Heute erinnert noch manche Vorstellung vom Kostgänger mit voller Kost oder "volle Kost voll". Auch sprach man von einem innigen "Bratkartoffelverhältnis", denn mancher Kostgänger war der Kostfrau oder der im Hause lebenden Kosttöchter zugetan. Natürlich heirateten viele Kostgänger in diese Familien hinein. Aber auch die in Arbeit stehenden Söhne des Hauses wurden mit den Kostgängern über einen Kamm geschert nach dem Motto: Wer verdient, muß Kostgeld bezahlen.

Kohlen bekamen die Bergleute billig von der Zeche als Deputat. Diese wurden, so wie sie aus der Grube kamen - oft ebenso viele Steine wie Kohlen -, von einer zweirädrigen Pferdekippkarre vor die Kellertüre gekippt. Zum Anmachen des Feuers brachte der Kumpel, wenn es der Steiger oder der Pförtnerkontrollleur es nicht bemerkten, ein auf "küppersbuschlänge" geschnittenes oder gehacktes "Mutterklötzchen" mit.

Vor hohen Feiertagen hatte jeder etwas zu schlachten. Angefangen vom Schwein über die Ziege bis hin zum Kaninchen. Die Knochen wurden in der Knochenmühle (noch heute ein Begriff für quälende, gefährliche Arbeit) gemahlen, um sie den Hühnern als Futter zu geben.

Waschtag war immer in den Kolonien. Ständig flatterte Trockenwäsche auf der großen Freifläche zwischen den Häusern. Die Wäsche und auch das Grubenzeug der Bergleute wurde mit Seife und Bleichsoda eingeweicht und auf dem Ofen in einem Waschkessel gekocht. Anschließend wurde auf dem Waschbrett mit der Bürste gewaschen. Später gab es Waschmaschinen mit einem Pendelschwengel, der mit der Hand hin und hergeschleudert wurde, eine wahre Knochenarbeit.

Noch heute wohnen hier in der Weierheide nach Umbau und Renovierung der Häuser auf einen moderneren Wohnstandard gebracht, zum Teil die Nachkommen der Erstabwoner. Aber auch die Gastarbeiter des Bergbaues aus vielen Nationen nehmen diesen Wohnraum gerne in Anspruch und fühlen sich hier wohl unter sich.